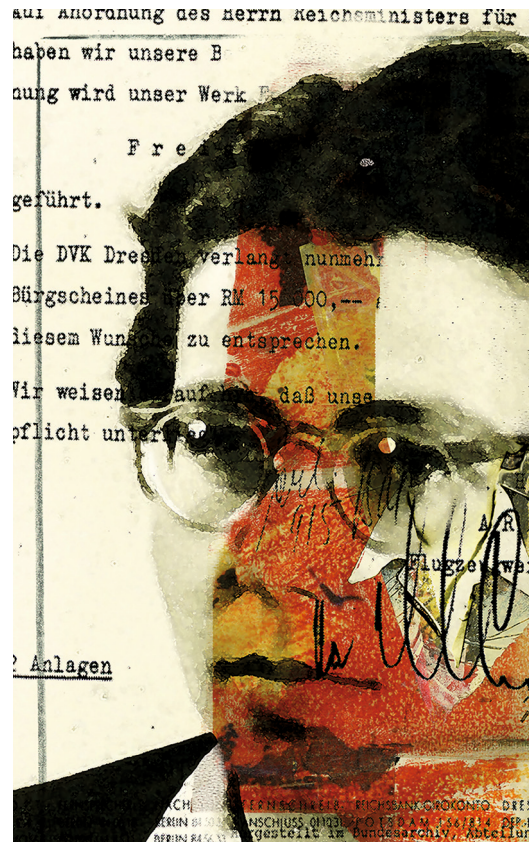




Freiberger
Zeitzeugnis e.V.

KUNST GEGEN DAS VERGESSEN

JANA ZIMMER,
IHRE KUNST
UND
DIE GESCHICHTE
IHRER FAMILIE
IM HOLOCAUST



FREIBERGER ZEITZEUGNIS 1/2019

AUSSTELLUNGSPROJEKT ZUM INTERNATIONALEN HOLOCAUST-GEDENKTAG 2019

KUNST GEGEN DAS VERGESSEN

JANA ZIMMER, IHRE KUNST UND DIE GESCHICHTE IHRER FAMILIE IM HOLOCAUST

AUSSTELLUNGSPROJEKT ZUM INTERNATIONALEN HOLOCAUST-GEDENKTAG 2019

INHALT

VORWORT	2
ÜBER JANA ZIMMER	5
JANA ZIMMER: KUNST UND KATASTROPHE	7
JANA ZIMMER: DIE EWIGE GEGENWART	23
ERINNERUNGEN VON KLARA LÖFF (ZIMMER)	32

VORWORT

An einem Sonntag im September 2007 war unter die Gedenktafel für die 1.000 jüdischen Mädchen und Frauen des KZ-Außenlagers Freiberg im Eingangsbereich des Landratsamtes an der Frauensteiner Straße ein Zettel gelegt worden. „‘Vernichtung durch Arbeit’ has failed - We are still here“ stand darauf. Jana Zimmer, US-Rechtsanwältin, geboren 1946 in Prag, hatte ihn, zusammen mit ein paar roten Rosen, die ihre Mutter so geliebt hatte, dorthin gelegt.

Jana Zimmer war auf dem Rückweg von einer ersten Ausstellung ihrer künstlerischen Arbeiten in Terezín, dem einstigen Ghetto Theresienstadt, gewesen. Von dort war ihre Mutter 1944 nach Auschwitz und dann nach Freiberg deportiert worden. Ihre Mutter Klara hatte die Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden durch die nationalsozialistischen Deutschen überlebt, anders als viele der einst großen Familie, in die Jana Zimmer nach dem Krieg hineingeboren wurde.

Jana Zimmer wuchs mit den Tragödien, den Verlusten, der Zerrissenheit auf, die der Holocaust für ihre Familie bedeutete. Sie lernte, was Hass, Rassismus, Intoleranz und Ausgrenzung bewirkt hatten und spürte deren Schatten bis in ihre, unsere Gegenwart.

Erst spät begann sie, sich damit künstlerisch auseinanderzusetzen. Sie fand darin einen Zugang zur Geschichte ihrer Familie, zur eigenen Herkunft, zu dem, was Heimat, Zuhause für sie bedeutet. Mit den ungewohnten künstlerischen Wegen, die sie begeht, mit Monotypien, mit digitalen Collagen, in denen Bilder und Dokumente der eigenen Familiengeschichte mit modernen Bildsprache und Ausblicken auf ihre, unsere heutige Welt in Verbindung treten, schafft Jana Zimmer eine geradezu einzigartige Bilderwelt, die inzwischen international auf sich aufmerksam macht.

Schon einmal, im Frühjahr 2015, durften wir Jana Zimmer selbst und einige ihrer Arbeiten zusammen mit den Werken von Helga

Weissová-Hošková aus Prag, Überlebende des Freiburger Lagers, und Stefanie Busch aus Dresden vorstellen.

Es ist uns eine besondere Ehre, nun noch einmal eine kleine Auswahl ihrer künstlerischen Arbeiten im Original in Freiberg zeigen zu dürfen – aus Anlass des Internationalen Tages des Gedenkens an die Opfer des Holocaust (International Holocaust Remembrance Day) am 27. Januar.

Wir danken Jana Zimmer für Ihre freundliche Genehmigung und ihre Erlaubnis, in einem Begleitheft ihre eigenen Texte zu ihrer Familienbiografie und zu ihren künstlerischen Arbeiten vorstellen zu können.

Vielleicht finden auf diesem Wege, etwa durch Ankauf oder Dauerleihgaben, einige ihrer beeindruckenden Arbeiten auch den Weg zu einer dauerhaften Präsenz in der Öffentlichkeit zugänglichen Räumen der Stadt Freiberg, mit der Jana Zimmers Familiengeschichte und ihr künstlerisches Wirken so eng verbunden ist.

Daniel Großmann Anna Monika Engel Dr. Michael Düsing
Freiberger Zeitzeugnis e.V.

Freiberg, im Januar 2019

ÜBER JANA ZIMMER



Jana Zimmer

kam sie im Juni 1942 zusammen mit ihrem Ehemann und ihrer Mutter (Elsa Kohn) nach Theresienstadt. Ehemann Alfred und ihre Mutter Elsa wurden 1944 in Auschwitz ermordet. Klara Löff wurde von dort aus im Herbst 1944 als „arbeitsfähig“ zur Zwangsarbeit nach Freiberg/Sa. verschleppt.

Im KZ Mauthausen erlebte Klara Löff die Befreiung durch amerikanische Truppen. Sie ging nach Prag und lernte dort kurz darauf Josef Zimmer kennen, der ebenfalls ein Überlebender des Ghettos Theresienstadt und von Auschwitz war. Sie heiratete ihn in zweiter Ehe. 1946 wurde Tochter Jana geboren.

Josef Zimmer, geb. 1898 in Sobieslav (Sobeslau), Böhmen, war seit 1930 in erster Ehe mit Katerina (Kitty) Trieben in Prag verheiratet gewesen. 1932 kam deren Tochter Margarethe („Ritta“) zur Welt. Im Februar 1942 wurden Josef, Kitty und Margarethe nach Theresienstadt deportiert, wo ihre Tochter Zeichenunterricht bei der Künstlerin

Jana Zimmer wurde 1946 als Tochter einer Holocaust-Überlebenden geboren. Ihre Mutter, Klara Kohn, verw. Löff, wurde 1912 in Kroměříž (dt. Kremsier), Mähren, geboren. 1938 heiratete sie in erster Ehe den Kinderarzt Dr. Alfred Löff.

Nach dem Einmarsch der Deutschen in die

Tschechoslowakei

Friedl Dicker-Brandeis erhielt. 1944 wurde Ritta nach Auschwitz deportiert und ermordet. Die Kinderzeichnungen von Ritta überdauerten Ghetto und Krieg. Sie befinden sich heute im Jüdischen Museum in Prag.

1948 emigrierten Josef, Klara und Tochter Jana Zimmer nach Kanada, nach Montreal. 1963 zogen sie nach San Diego, Kalifornien, USA. Jana Zimmer studierte an der San Diego State University und an der University of California in Santa Barbara Französische Literatur und Linguistik. Von 1969 bis 1974 arbeitete sie als Lehrkraft für Französisch. An der Loyola Law School in Los Angeles erwarb sie ihren Abschluss in Rechtswissenschaften und arbeitete mehrere Jahre in einer Rechtsanwaltskanzlei in Los Angeles als Anwältin. Janas Vater starb 1984.

Seit 1986 wohnt sie in Santa Barbara. Hier und in L.A. war sie bis 2005 als erfolgreiche und hochangesehene Rechtsanwältin in den Bereichen Umweltrecht, Staats- und Eigentumsrecht tätig. Für ihr aktives Engagement in zahlreichen ehrenamtlichen Funktionen u.a. im Komitee für Frauenrechte, in Naturschutzorganisationen, im Segelverein, aber auch als Küstenschutzbeauftragte in der California Coastal Commission, der wichtigsten Umweltschutzagentur in Kalifornien, ist Jana Zimmer hochgeachtet.

Ihren Weg zur Kunst fand Jana Zimmer erst spät. Mitte der 1990er Jahre zog ihre Mutter zu ihr. Bilder rund um die geschichtlichen Themen des Lebens ihrer Mutter zu schaffen, empfand Jana nun als einen Weg, ihre Mutter zu ehren und neue Wege der Kommunikation zwischen ihnen zu öffnen. Dies setzte sie auch nach dem Tod der Mutter im Jahr 2000 fort. Viele der frühen Werke reflektieren ihre Auseinandersetzung mit dem Leben ihrer Eltern unter deren Erfahrungen des Holocaust. In ihren Monotypien und Grafiken verarbeitet Jana Zimmer immer wieder Zeichnungen ihrer Schwester aus dem Ghetto, historische Familiendokumente, aber auch die Hand geschriebene Lebensgeschichte ihres Vaters. Sie erwarb ihre künstlerische Ausbildung durch Abendkurse der Erwachsenenbildung am Santa Barbara City College. Sie vertiefte ihre künstlerischen Fähigkeiten in gemeinsamen Studienzeiten mit zeitgenössischen amerikanischen und indianischen Künstlern in Santa Fe und New Mexico, sowie bei einem

Studienaufenthalt in Florenz. Nach ihrem künstlerischen Debüt in der Jewish Federation mit Grafiken und Collagen zum Thema „Kunst der Überlebenden“ wurde sie 2007 auch in Europa durch Ausstellungen in Prag und Terezín bekannt, wo sie der Prager Künstlerin Helga Weissová-Hošková – wie ihre Mutter Überlebende des Holocaust und eine der Freiburger Zwangsarbeiterinnen – begegnete.

Mit Ausstellungen inzwischen u.a. auch in Neuseeland, Spanien, Bulgarien gehört Jana Zimmer mit ihren Collagen und modernen Druckgrafiken u.a. zu den Themenkreisen der Holocaust-Erinnerungen und deren Verarbeitung durch die heutigen Generationen, zur Emanzipation der Frau usw. zu den international anerkannten zeitgenössischen Künstlerinnen. Jana Zimmer ist Mitglied der Kunst-Kommission im Santa Barbara County.

Im April 2015 initiierte die Geschichtswerkstatt Freiberg das Kunst- und Begegnungsprojekt „We Are Still Here“, bei dem Jana Zimmer, Helga Weissová-Hošková und die junge Dresdner Künstlerin Stefanie Busch, ihre Werke der Auseinandersetzung mit dem Holocaust, mit Rassismus und Intoleranz gemeinsam präsentierten.

Alle folgenden Texte von Jana Zimmer sind entnommen aus dem Blog „Remembered Arts“ (Kapitel I und IV):

*<http://www.rememberedarts.com/chapter-i-art-and-catastrophe/>
<http://www.rememberedarts.com/chapter-iv-the-everlasting-present/>*

Übersetzung: Michael Düsing / Anna Monika Engel

JANA ZIMMER

KUNST UND KATASTROPHE

DAS LEBEN MUSS VORWÄRTS GELEBT, KANN ABER NUR RÜCKWÄRTS VERSTANDEN WERDEN. -SØREN KIERKEGAARD

Ich schaue jetzt zurück, um zu sehen, was ich besser verstehen kann
- und ich sehe eine Reihe von Wiederholungen.



“No Happy Days” - „Keine glücklichen Tage“; Collage mit Manuskriptfragment und einer Zeichnung von Ritta; Jana Zimmer 2007

DIE TEREZÍN-SERIE | 1995-2007

Ich kam spät im Leben zur Kunst und darin noch unerfahren, als meine Mutter zu meinem Mann und mir zog. Sowohl sie als auch mein Vater waren Holocaust-Überlebende. Ich verabscheute die Vorstellung, dass meine Mutter ihr Leben in einer institutionellen Umgebung beenden sollte, nachdem sie vier Konzentrationslager überlebt hatte. Ich hatte ihr versprochen, dass sie nicht in ein „Heim“ gehen würde. Also war sie vor ihrem Tod über fünf Jahre bei uns. Sie starb friedlich in ihrem eigenen Bett, wie sie es sich gewünscht hatte, genauso wie ihr Großvater Sigmund Brand in Kremsier in Mähren. Die künstlerische Auseinandersetzung mit historischen Themen ihres Lebens war eine Möglichkeit, sie und ihre Erfahrung als Überlebende des Holocaust zu ehren und mit meinen eigenen Dämonen als ihre Tochter zurechtzukommen. Kunst öffnete wichtige Türen der Kommunikation zwischen uns, als sie sich ihrem Lebensende näherte.

MEINE FAMILIE: ZERSTÖRTE GESCHICHTEN

Meine Mutter Klara (Löffová) Zimmer verbrachte über zwei Jahre im Ghetto Theresienstadt (Terezín) in der besetzten Tschechoslowakei. Terezín war unter den Konzentrationslagern der Nazis einzigartig wegen des von den Gefangenen gestalteten kulturellen Lebens, das die Nazis zu Propagandazwecken duldeten und missbrauchten. Neben Verdis „Requiem“, Krásas Kinderoper „Brundibár“ und dem Volksstück „Esther“ sei das denkwürdigste und mitreißendste künstlerische Ereignis, so sagten Überlebende, die Premiere von Smetanas „Die verkaufte Braut“ gewesen, die Ikone der tschechischen Nationaloper. Meine Mutter war eine der Sängerinnen in einer Aufführung des zweiten Aktes von „Aida“ durch Ghettoinsassen. In ihrer Lebensgeschichte beschreibt sie, wie ihr Engagement für die Musik dazu beigetragen hat, ihre schrecklichen Lebensumstände dort zu vergessen, wenn auch nur für kurze Zeit.

Der erste Ehemann meiner Mutter war Dr. Alfred Löff. Sie hatten 1939 geheiratet, waren aber schon seit 1929 zusammen. Er war Kinderarzt

und wollte warten, bis er sich niedergelassen hatte, bevor er heiratete. Sie hatten gerade ihr Haus in Kremsier gebaut, als die Besatzung begann. 1942 wurden sie zusammen nach Theresienstadt deportiert. Alfred ging im September 1944 mit einem Transport nach Auschwitz und wurde nicht mehr gesehen. Meine Mutter fuhr mit dem folgenden Transport in der Hoffnung, ihn zu finden.



Mein Vater mit Bekannten in Montreal

Sie hatten eine Tochter, meine Halbschwester Marketa, genannt Ritta. Vor dem Krieg war mein Vater leitender Angestellter bei einer staatlichen Kühltagegregatfirma in Prag. Als die Gestapo 1939 nach Prag kam, holten sie ihn von seinem Büro in einem Mercedes mit

wehenden Hakenkreuzfahnen ab, um sich von ihm bei der Installation eines Kühlsystems in ihrem Hauptquartier „beraten“ zu lassen. Sie haben nicht herausgefunden, dass er Jude war, und ließen ihn am Ende des Treffens wieder gehen. Er hatte Nerven aus Stahl - vor Auschwitz. Mein Vater, Kitty und Ritta wurden 1942 nach Theresienstadt deportiert. Ritta gehörte zu den Kindern, die an Zeichenkursen der österreichischen Künstlerin Friedl Dicker-Brandeis teilnahmen. Mein Vater kam im Juni 1944 nach Auschwitz. Er folgte einem Aufruf nach „Freiwilligen“, die ein neues Familienlager aufbauen sollten, da er dachte, seine Familie sei so sicherer. Natürlich war dies Täuschung und Betrug, was er bei seiner Ankunft in Auschwitz erkennen musste. Nach dem Krieg kehrte mein Vater nach Terezín zurück und hoffte, seine Frau und seine Tochter lebend wiederzufinden, aber sie waren nicht mehr da. Ritta, Kitty und Friedl Brandeis kamen am 6. Oktober 1944 zusammen in einem Transport nach Auschwitz. Bei ihrer Ankunft wurden sie vergast.

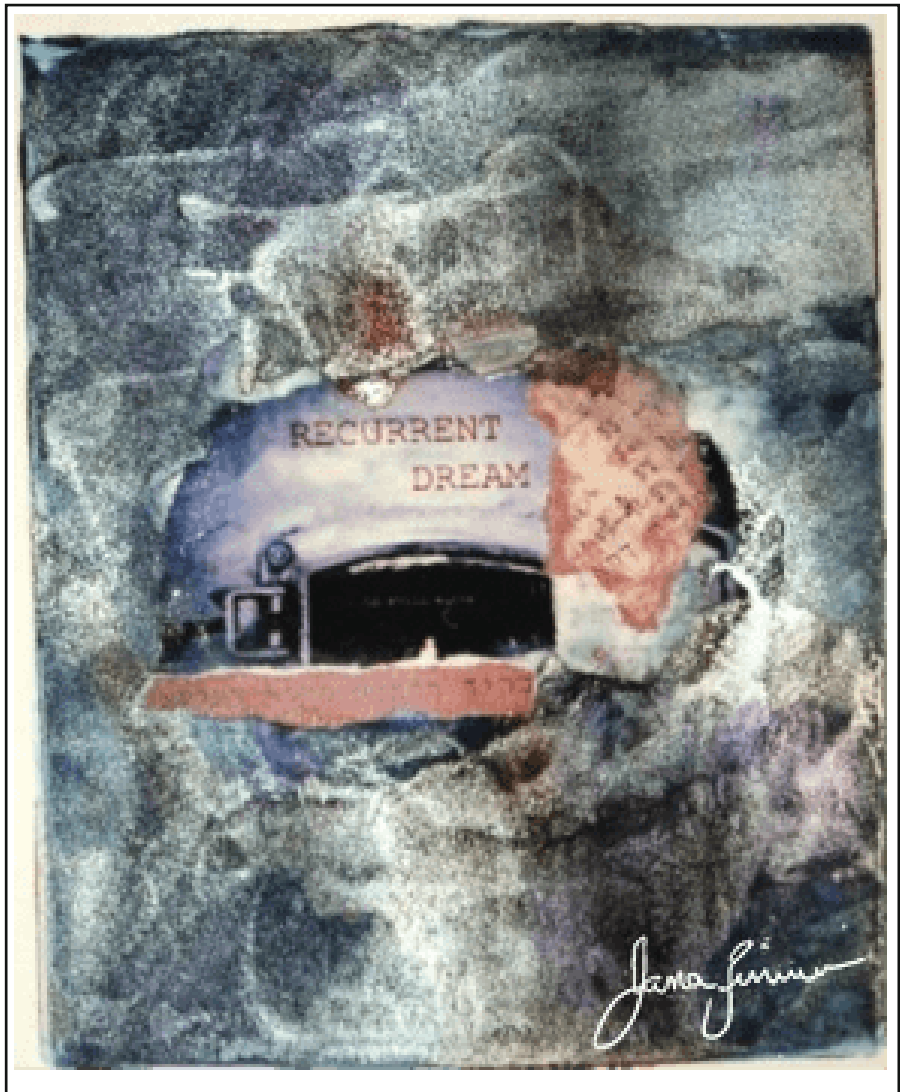
Rittas Zeichnungen haben überlebt und sind im Besitz des Jüdischen Museums in Prag.

Nach dem Krieg ging mein Vater wieder nach Prag. Meine Mutter kehrte in ihre Heimatstadt Kremsier zurück, ging aber nach Prag, nachdem klar wurde, dass ihr Mann und der Rest ihrer Familie nicht zurückkehren würden. Meine Eltern trafen sich in Prag und haben geheiratet. Ich wurde dort 1946 geboren. Im Dezember 1948 wanderte meine Familie nach Montreal aus. Mein Vater fand Arbeit, indem er im tiefsten Winter Geschirr von Tür zu Tür verkaufte und später als Kühlschranksvertreter tätig war. Um 1950 begann er bei Villeroy & Boch zu arbeiten und baute ein Geschäft für Geschirr sowie Boden- und Wandfliesen auf. Als er sich zur Ruhe setzte und entschied, nach Kalifornien zu ziehen, zahlte ihn von Boch aus. Wir glaubten immer, dass sie großzügig mit ihm waren, weil sie wussten, dass er ein Überlebender war, aber ich glaube nicht, dass sie darüber überhaupt jemals gesprochen hatten.

Ungefähr 1981 schrieb mein Vater, nachdem er von mir immer wieder gedrängt worden war, ein Manuskript seiner Lebensgeschichte. Er starb 1984 im Alter von 86 Jahren. Viele meiner früheren Arbeiten spiegeln meinen Drang wider, im Namen meiner Eltern ein Zeichen zu setzen, um ihre individuellen Geschichten zu erzählen. Ich erstellte Monotypien, die Fragmente der Zeichnungen meiner Schwester, historische Familiendokumente und die handgeschriebenen Lebensgeschichten meiner Eltern einbezogen.

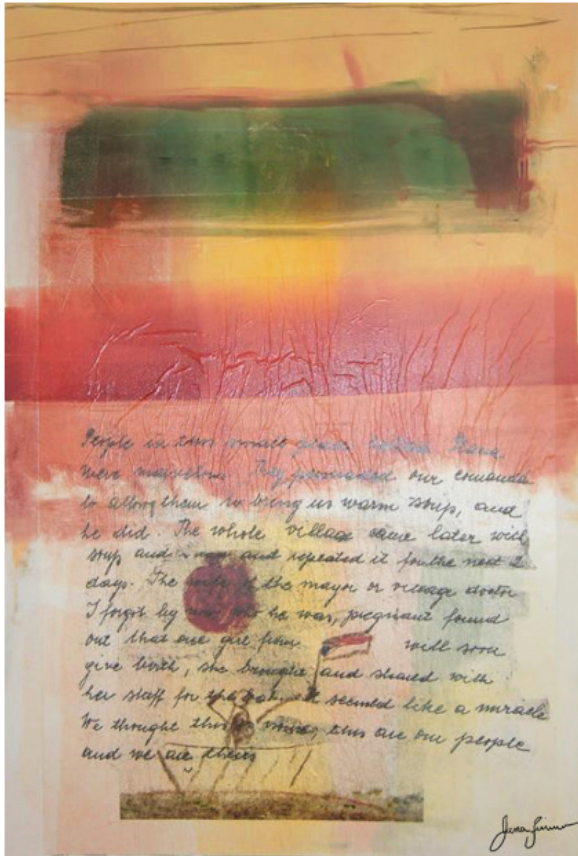


Diese Zeichnung von Ritta ist in einem Buch mit Kinderzeichnungen aus Theresienstadt abgedruckt, in 2. Auflage, welches ich 2006 fand. Das Original hatte ich zum ersten Mal 1979 im Jüdischen Museum in Prag gesehen.



*"Recurrent Dream" - „Wiederkehrender Traum“:
Der früheste und am häufigsten wiederkehrende Traum, den ich hatte, ist in ein solches Krematorium geschoben zu werden. Doch ich bin nicht tot, denn während des Traumes bin ich bei Bewusstsein.
Dies ist eine frühe und sehr einfache Monotypie mit Collage zu diesem Thema.
Jana Zimmer 1995*

KUNST: BEGEGNUNG MIT DEM SCHRECKEN, EHRUNG DER ERINNERUNGEN



„These Are Our People, and We Are Theirs“ -
„Dies sind unsere Leute und wir sind ihre“;
Mototypie, Jana Zimmer 2007

nungen meiner Mutter. Einige Historiker, wie mein Freund Michael Düsing und die Autorin Wendy Holden, glauben jetzt, dass der Stopp in Horní Bríza statt in Plana gemacht wurde.

„Vystup“ („Austritt“), eine Monotypie mit Chine Collé, beinhaltet ein bearbeitetes Foto meines Vaters und Rittas, wie sie 1937 in Prag spa-

„Dies sind unsere Leute und wir sind ihre“ ist eine solche Monotypie mit einem Fragment einer Zeichnung meiner Schwester und der Beschreibung meiner Mutter über einen Stopp im tschechischen Plana während der Viehwagenfahrt vom Außenlager des KZ Flossenbürg in Freiberg nach Mauthausen, wo sie im Mai 1945 von den Amerikanern befreit wurde. Sie enthält ein Fragment einer Zeichnung von Ritta aus Theresienstadt mit einem Kind in einem Boot mit tschechischer Flagge, und einen Auszug aus den Lebenserinner-

zieren gingen, sowie ein Familiendokument, das den fehlgeschlagenen Versuch meines Vaters dokumentiert, im Jahr 1939 aus der jüdischen Gemeinde auszutreten. Das ist unmittelbar vor dem 15. März, als Hitler einmarschierte, so dass ich mich fragte, ob er schon vorher versuchte, seine Familie vor dem zu retten, was kommen würde. Später beschrieb er diese „Entscheidung“ als Ergebnis eines Konflikts, um die überfälligen Steuern der jüdischen Gemeinde in Prag nicht zahlen zu wollen. Dieses Bild befindet sich in der Sammlung von Simona Sternová und Vaclav Pumpr, Prag. Simona ist die ältere Tochter des besten Freundes meines Vaters, Karel Stern. Karel, sein Bruder Jirka (George) und mein Vater waren Anfang 1945 zusammen auf dem Todesmarsch von Auschwitz nach Gleiwitz. Die drei blieben danach beste Freunde fürs Leben.



In seiner Lebensgeschichte schrieb mein Vater nicht oft von seinen Gefühlen. Stattdessen gab er einfache Erklärungen ab: „Niemand wusste, wann seine Zeit kommen wird“, oder: „Es gab keine glücklichen Tage oder Momente im Ghetto. Es gab nur ruhige Momente zwischen den Transporten.“

„Vystup“ - „Austritt“;
 Mototypie mit
 Chiné Collé,
 Jana Zimmer 2007

AUSSTELLUNG IN TEREZÍN/THERESIENSTADT

2007 wurde ich eingeladen, meine Arbeiten im Prager Jüdischen Museum und im Ghetto-Museum Terezín in der Tschechischen Republik auszustellen. Aufgrund der tiefgreifenden familiären Verbindungen zur Geschichte des Ghettos und der Rolle von Künstlern und Musikern bei der Bewahrung menschlicher Werte in den Abgründen eines unmenschlichen Umfeldes, war es mir eine Ehre, zur Teilnahme eingeladen worden zu sein.

Über das Wesen der Kunst und Musik, die in Theresienstadt entstanden und aufgeführt wurde, ist viel geschrieben worden. In ihrem Buch „Die Juden von Böhmen und Mähren“ erzählt Livia Rothkirchen die Haltung des später in Auschwitz ermordeten Komponisten Victor Ullman: „Wir saßen keineswegs weinend an den Flüssen von Babylon; unsere Bemühungen in der Kunst entsprachen unserem Lebenswille“. Andere befassten sich mit den negativen Auswirkungen der Teilnahme an den kulturellen Aktivitäten, die die Nazis als Teil ihres Plans initiierten, die Welt hinsichtlich ihrer Völkermordabsicht zu täuschen. Ullmanns Freund, der Dichter H. G. Adler, bemerkte in „Verheimlichte Wahrheit“, dass „die beabsichtigte Täuschung der Besucher von außen zur Selbsttäuschung der Gefangenen wurde“.

Bei der Teilnahme an der Ausstellung in Terezín wollte ich vermeiden, dass Kunst zu diesem Thema die Erfahrung von Opfern oder Überlebenden transformieren kann oder sollte. Ich bestand auf dem Spezifischen in meinem Thema. Ich war für meine Ausstellung mit einem Gefühl der Vollendung nach Terezín gekommen, und die Freude, die sich jetzt, zehn Jahre später, im Licht der Weltereignisse völlig enträtselt hat - ich glaube, wir sind 1933 zurück.

Zuvor war ich 1971 mit meinen Eltern und ihren besten Freunden, den Sterns, im ehemaligen Ghetto gewesen. Ich besuchte es 1991 erneut mit einem Reporter aus Santa Barbara auf einer Umweltberatungsreise, und dann 2006 mit meiner Freundin Simona, um die Ausstellung zu arrangieren. Der Ort ist normalerweise in Nebel gehüllt und versetzt einen in verzweifelte Stimmung. Es war seltsam, in der ehemaligen Gestapo-Kantine eine Tasse Tee zu trinken, während wir

auf den Termin mit dem Museumsdirektor warteten. Simona hasst es, dort zu verweilen, und auch ich habe nicht vor, wieder dorthin zu gehen.



„Lieber Fritz“; Monotypie, Jana Zimmer 2007

Links ist ein Foto, das mein Cousin Peter, der als Kleinkind nach Theresienstadt gebracht wurde, auf der Ausstellung von einem meiner Monotypen aufgenommen hat. „Lieber Fritz“ enthält eine Postkarte von 1943, die meine Mutter an Peters Vater, meinen Onkel Fritz, geschrieben hat. Fritz, der in Bergen-Belsen ermordet werden

sollte, war damals noch frei in Bratislava. Auf ihrer Postkarte dankt meine Mutter ihm für ein Paket, das sie mit Marmelade erhalten hatten (die die Deutschen gestohlen hatten) und ihre Freude darüber äußerte, von ihm zu hören. Sie sagt auch, dass von den „Kremsierer“ (unserer Familie aus Kroměříž) nichts gehört worden sei. Sie wurden am 27. Juli 1942 nach Osten deportiert und starben wahrscheinlich in Maly Trostinec. Ich stelle fest, dass das Datum dieser Postkarte der 22. November 1943 ist, 20 Jahre vor dem Attentat auf John F. Kennedy. Jener Tag von einschneidender Bedeutung in meinem Leben, wenige Tage vor meinem 17. Geburtstag, der Tag, an dem ich den Glauben an die Zukunft Amerikas verlor.



Lachend 2007. Es ist "unheimlich", so heiter in einem Konzentrationslager aufzutauchen. Das Foto erinnert mich an Touristen, die am Holocaust-Mahnmal in Berlin Selfies aufnehmen und sich sonnen. Es hat mir geholfen, dass ich mit einer Busladung von Freunden aus Kalifornien und meinen Prager Freunden nach Theresienstadt gekommen bin. Es war damals für mich auch eine Erfahrung als Künstlerin, nicht nur als Mensch ohne Wurzeln, als verlorene Emigrantin, die ich die Last der Erinnerungen meiner Eltern trage.

TEREZÍN REQUIEM | 2009

Im Mai 2009 wurde ich eingeladen, meine Arbeiten in einer Einzelausstellung in Verbindung mit der Aufführung von Verdis Requiem durch die Santa Barbara Choral Society im Granada Theater in Santa Barbara zu präsentieren. Das Requiem wurde in Verbindung mit einem Gedenkkonzert in der Tschechischen Republik aufgeführt und war den Insassen des Ghettos Terezín gewidmet, die diese Musik unter unmenschlichen Bedingungen unter der Leitung des mutigen österreichischen Dirigenten Rafael Shächter aufgeführt hatten.

Paradoxerweise wurde die Eröffnung der Requiem-Ausstellung in Santa Barbara durch ein großes Buschfeuer, das sog. Jesusita-Feuer, aufgehalten. Wir und die Kinder mussten unsere Häuser evakuieren.

Die Angst vor einem Buschfeuer und dem Verlust meiner ganzen Familie und meines Besitzes war in den letzten zwanzig Jahren eine der Hauptursachen für Zwangsängste gewesen. Wir verbrachten tatsächlich eine ruhige Woche und warteten gemeinsam im El Capitan Canyon. Da wir vorerst alle zusammen in Sicherheit waren, hatte ich keine Angst mehr vor dem Feuer oder dem Verlust von Besitz. Als Familie zusammen zu sein, war immer das Wichtigste für meine Eltern gewesen. Das war der Grund, warum meine Mutter und ihr erster Ehemann 1939 nicht nach Indien oder Bolivien emigriert waren, wo sie, aber nicht meine Großmutter, aufgenommen worden wären.

Zu meinen Arbeiten für die Ausstellung gehörte „A Na Troskach Ghetta Budeme se Smat“ („Auf den Ruinen des Ghettos werden wir lachen“). Ich benannte diese Arbeit nach der Titelzeile eines von Karel Svenk in Theresienstadt komponierten Liedes, um damit die Stärke des Künstlers und seinen Überlebenswillen zu würdigen. Das Chine-Collé-Element dieser Monotypie stammt von einem Passfoto meiner Mutter aus dem Jahr 1948, und die Handschrift im Hintergrund ist aus dem Rezeptbuch meiner Großmutter Elsa (Brand) Kohn. Elsa wurde in Auschwitz gewaltsam von meiner Mutter getrennt und Anfang Oktober 1944 vergast. Sie war erst 57 Jahre alt. Sie konnte schlecht sehen und daher nicht arbeiten. Meiner Mutter war es bis zuletzt ohne Bedeutung, wohin sie selbst – nach links oder nach

rechts – geschickt worden war. Im Geist stellte sie sich immer wieder Elsa in jener Reihe vor, die jene zur Gaskammer geführt hatte. Das ist wahrscheinlich ein Grund, wenn nicht die eigentliche Quelle meiner extremen Angst, von den wenigen verbliebenen Familienmitgliedern getrennt zu werden, eine Angst, die noch über das mythische und oft beschworene jüdische „Sorgen“-Gen hinausgeht.



*“A Na Troskach Ghetta Budeme se Smat” -
„In den Ruinen des Ghettos werden wir lachen“;
Monotypie mit Chine Collé, Jana Zimmer 2006*

GEDENKSTÄTTEN | 2010-2017

2010 beteiligte ich mich mit zwei Architekten (Gale Goldberg und Emma Ramoy) und einer weiteren bildenden Künstlerin (Barbara Parmet) am Wettbewerb für den Entwurf einer Holocaust-Gedenkstätte an der Uferpromenade in Atlantic City. Unser Entwurf basierte auf der schicksalhaften Fahrt der St. Louis. Deren Passagieren wurde der Zutritt nach Kuba und dann nach Amerika verweigert. Es kündete von den Flüchtlingen, denen damals die Aufnahme in dieses Land verweigert worden war, von den Soldaten, die die Nazi-Lager befreit hatten und von den Einwanderern, die nach dem Krieg angekommen waren. Gale, Emma und Barbara und ich haben an dem Gedenkstätten-Entwurf gearbeitet; ich lieferte die Texte dazu. Unser Entwurf wurde nicht ausgewählt.

Projekterklärung:

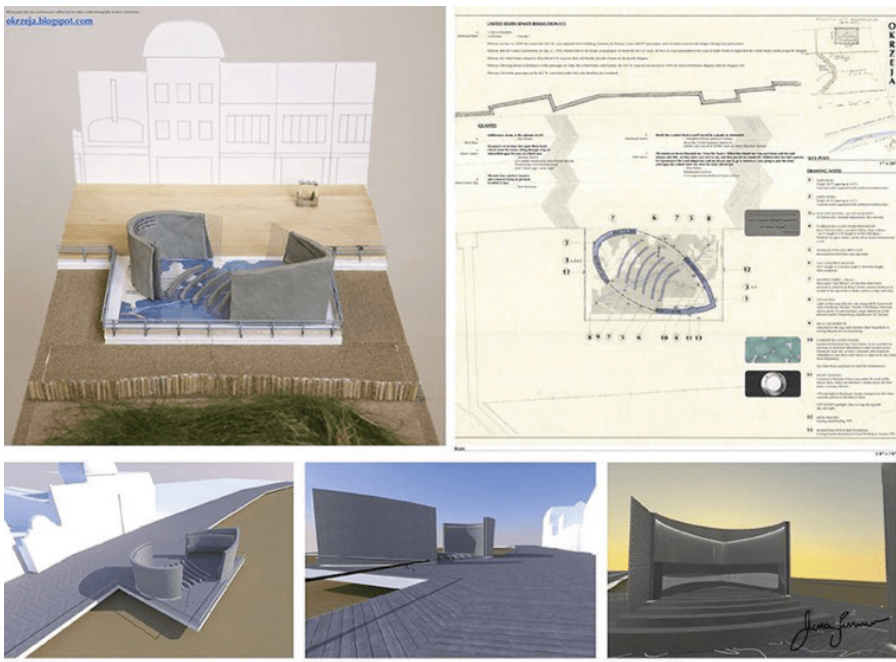
Das Ziel unseres Projekts ist es, die Erinnerungsarbeit zu fördern, indem wir den Holocaust als Ereignis in die amerikanische Geschichte einbinden. Dafür nutzen wir drei Sichtweisen des als Schiff zu gestaltenden Denkmals:

- als Synonym für die Flüchtlingsschiffe, wie die unglückselige MS St. Louis, dessen jüdischen Passagieren 1939 ein Zufluchtsort in Amerika verweigert wurde
- als Symbol für die Truppschiffe, die unsere Soldaten in den Krieg beförderten und zu der brennenden Aufgabe der Befreiung der Lager
- die Passagierschiffe, die den Überrest der Überlebenden nach Amerika brachten
- Zitate und Texte, die diese Sichtweisen miteinander verbinden, sind in das Innere des Rumpfs eingeprägt, die man von sechs Reihen von „Meditationsbänken“ aus erfassen kann.

Achtzehn, die hebräische Zahl für „Leben“, wiederholt sich in den Dimensionen der Memorial-Design-Komponenten:

- dem höchsten Punkt des Schiffsbogens,
- der Länge und Höhe der Meditationsbänke
- der Tiefe des Seeglassteinbehälters / des Endlagers

Dank seiner Vielfalt kann dieses Denkmal sowohl als Zeugnis unserer kollektiven Vergangenheit als auch als Hindernis für dessen Wiederholung in anderen Ländern dienen



Design-Entwurf für die Holocaust-Gedenkstätte in Atlantic City, USA;
Jana Zimmer 2010



*„And Then They Came for Me“ -
„Und dann kamen sie für mich“;
Facebook-Profilbild, Jana Zimmer 2017*

„Und dann kamen sie für mich“ ist ein Facebook-Profilbild vom Januar 2017. Es handelt sich um eine digitale Collage, die den Monotype von 2007 als Hintergrund verwendet und mit einem passenden Bild von einer Ausstellung in Český Krumlov, die mein Mann und ich besucht haben, überlagert wird. Die Ausstellung befasste sich mit der Säuberung

und Deportation der ethnischen Deutschen aus dem Sudetenland nach der Niederlage der Nazis. Koffer sind ein bevorzugtes Artefakt in Erinnerungsmuseen.

Ich liebe die Handschrift meiner Eltern. Sie ist so fest und kontrolliert. Im Jahr 2017, als demokratische Werte und Menschenrechte erneut in furchtbarer Gefahr kamen, habe ich eines von Rittas Bildern zusammen mit dem Manuskript meiner Mutter erneut aufgegriffen. Meine älteste Freundin Anna, die meiner Mutter nach dem College das Stricken beigebracht hatte, schnitt eine Seite des Manuskripts, das wir auf Seidengewebe gedruckt hatten, in ein durchgehendes Wollknäuel. „Knitted Lives“ („Geflickte Leben“) ist eine Komposition aus einem veränderten Foto des Manuskripts der Mutter und einer Zeichnung von Ritta aus Theresienstadt.

Wann endete der Holocaust? Für meine Mutter endete er in ihrem Kopf, als sie merkte, dass sie allein auf der Welt war und beschloss, sich nicht umzubringen und ein neues Leben mit einer neuen Familie zu beginnen. Als Sie alt wurde, beschrieb sie ihn als eine schreckliche Zeit, die aber Jahrzehnte in der Vergangenheit liegt.

Im Gegensatz dazu sagte mein Vater, dass er selbst vierzig Jahre später tagsüber „normal“ war, aber ihn jeden Abend die Alpträume des Holocaust in Auschwitz heimsuchten. Die Angst vor einem drohenden Verlust war für mich immer präsent. Die Alpträume und Erfahrungen meines Vaters sind trotz seines Schweigens darüber unwiderlich in meinem Nervensystem eingepägt.



„Knitted Lives“ - „Geflickte Leben“;
Collage, Jana Zimmer 2017

JANA ZIMMER

DIE EWIGE GEGENWART

„PRAG LÄSST NICHT LOS - WEDER EUCH NOCH MICH. DIESE KLEINE MUTTER HAT KRALL-
LEN. MAN KANN NICHTS ANDERES TUN, ALS NACHZUGEBEN. WIR MÜSSTEN SIE VON
BEIDEN SEITEN IN BRAND SETZEN ... NUR SO KÖNNTEN WIR UNS SELBST BEFREIEN.“
- FRANZ KAFKA



*„Filmstreifen-Collage auf Holz mit Wachs und roten Fäden“;
Jana Zimmer 2017*

RÜCKKEHR NACH DEUTSCHLAND | 2015

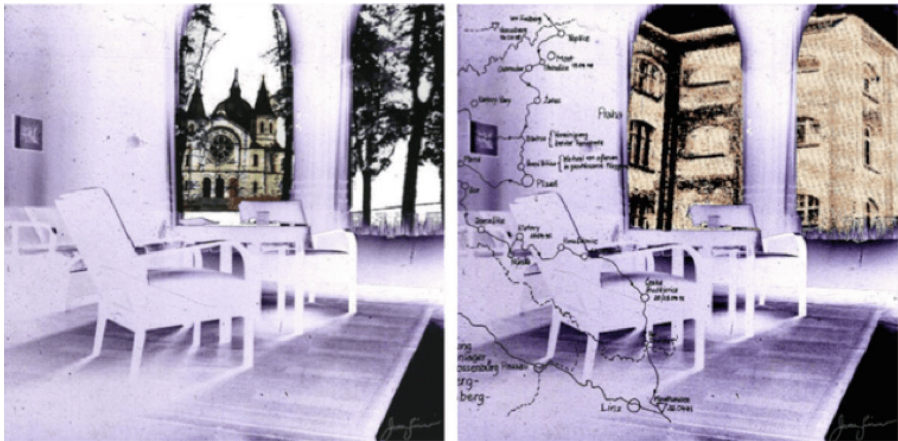
Vor dem Tod meiner Mutter im Jahr 2000 hatte ich Nachforschungen über Zwangsarbeit während des Krieges durchgeführt. Da sie Teil einer Sammelklage gegen den Holocaust war, musste ich ihr bei der Entscheidung helfen, ob sie die Auszahlung von 3.000 US-Dollar in Anspruch nehmen sollte oder weitere Forderungen stellen wollte. Sie erinnerte sich nur daran, dass sie im sächsischen Freiberg in einer Flugzeugfabrik gearbeitet hatte. Über die Website der Stadt erhielten wir ein Bild der Fabrik und wurden dann irgendwie zu Michael Düsing, einem Freiburger Geschichtslehrer, weiterempfohlen. Michael war gerade dabei, ein Buch über die tausend jüdischen Frauen zu veröffentlichen, die 1944 aus Auschwitz nach Freiberg geschickt wurden. Ich gab Michael einige Anekdoten meiner Mutter über ihre Erfahrungen, die er in sein Buch aufnehmen sollte, aber ich traf ihn selbst erst 15 Jahre später.

Während unserer Europareise 2007 zur Eröffnungen der Gedenkstätte in Theresienstadt/Terezín besuchten wir Berlin und machten mit meinem Cousin Peter in Freiberg (auf halbem Weg nach Prag) Halt. Wir fuhren zum Standort der Flugzeugfabrik neben dem Landratsamt, wo ich Blumen ablegte und eine Notiz mit der Überschrift „We are still here“ / „Wir sind immer noch hier“. 2011 erhielt ich ein neues Buch von Michael über die Judenverfolgungen in Freiberg 1933-1945 und stellte fest, dass er ein Foto der Notiz als Nachwort beigefügt hatte. Ohne etwas von dem Buch zu wissen, hatte ich für die Ausstellung in Terezín Bilder aus der Vorkriegsheimat meiner Mutter in Kremsier verwendet und sie mit der Zugstrecke von Freiberg nach Mauthausen, der Synagoge in Kremsier (die die Nazis verbrannten), mit einer Landkarte von Sobeslau (Geburtsort meines Vaters) und auch mit einem Foto der Freiburger Fabrik überlagert.

Die Hauptbilder in diesen Werken stammen aus dem Haus meiner Mutter in Kremsier im Jahr 1939. „Vorher“ gab es eine Synagoge, Liebe und die Familie. Nach 1945 gab es nur Erinnerungen: an die Sklavenfabrik in Freiberg und an die Viehwagenfahrt von Freiberg nach Mauthausen. Obwohl es scheinbar keine Hilfe von Gott gab,

rezitierte meine Mutter das Shema, als sie am Barackenfenster in Mauthausen stand und die Amerikaner beim Eintreten beobachtete. Als sie erfahren musste, dass ihr Mann und ihre Familie alle tot waren, sperrte sie das Haus in Krenzier zu und ging nach Prag, wo sie mit meinem Vater ihr „Leben nach dem Tod“ begann.

Michael und ich (die wir uns bis dahin noch nicht persönlich kennengelernt hatten) begannen mit Helga Weissová-Hošková und Stefanie Busch über eine Kunstaussstellung in Freiberg zu kommunizieren. Helga war eine tschechische Überlebende und Künstlerin in und nach Theresienstadt. Ich hatte sie 2007 getroffen, als sie zu meiner Ausstellung in Prag gekommen war. Ihr Sohn und ihre Enkelin spielten die Musik für die Vernissage. Die in Theresienstadt komponierte Musik wurde gerade in Israel wiederentdeckt. Im April 2015, dem 70. Jahrestag der Evakuierung meiner Mutter von Freiberg nach Mauthausen, wurden wir in Freiberg empfangen.



*„Pavloskeho # 19, Kromeriz/Krenzier. Vorher und Nachher“;
Jana Zimmer 2015*

Die Ausstellung zeigte als zentrales Werk „Gloves Arado“, eine digitale Collage der Handschuhe meiner Mutter, unterlegt mit einem Brief der Flugzeugfabrik nach Berlin, in dem darüber informiert wurden, dass der Tarnname der Fabrik „Freia GmbH“ lauten würde. Ich frage mich, ob der Name die Fabrik vor den Bombenangriffen der

Alliierten verbergen sollte? Berlin interessierte es nicht viel, dass die Einwohner der Stadt sehr wohl von den jüdischen Sklavenarbeiterinnen in ihren Mauern wussten. In der Bombennacht von Dresden färbte sich der Himmel über Freiberg rot. Meine Mutter beschrieb das als die glücklichste Nacht ihres Lebens, weil sie nun wusste, dass sie überleben würde.

Nach der Reise nach Deutschland plante ich, meine politischen Aktivitäten einzustellen und mich mehr auf mich selbst zu konzentrieren. Ich dachte, ich hätte meine Pflicht in Bezug auf die Erinnerungen meiner Eltern und ihre Verlust durch den Holocaust erfüllt. Ich dachte auch, dass die Ausstellung in Freiberg die Geschichte meiner Mutter zu einem Abschluss gebracht hätte. Als Teil der Ausstellung erhielt Michael vom Prager Museum die Erlaubnis, Rittas Zeichnungen zu zeigen, so dass auch die Geschichten meines Vaters und Rittas vorhanden waren.



„Handschuhe Arado“; Jana Zimmer 2015

DIE SUCHE NACH ZUHAUSE | 2015-2017

Ich habe mir jetzt, mit 70, vorgenommen, mich auf meine Suche nach einem schwer fassbaren geistigen Zuhause zu konzentrieren und die intime Beziehung zwischen Judentum und Erinnerung zu erforschen.

Mich faszinieren die Beobachtungen von Yosef Hayyim Yerushalmi in seinem Werk *Zakhor: Jüdische Geschichte und jüdisches Gedächtnis*: In der Antike wurden Gottheiten durch die Natur erlebt, aber die Juden begegnen dem Göttlichen in Zeit und Geschichte (Yerushalmi 8).

MONTREAL



5005 Cote St. Catherine Road, Montreal, circa 1991

Es war schon immer ein Problem für mich, meinen „Platz“ zu bestimmen. Ich war immer unentschlossen, wo ich hin- und dazugehörte. Als Einwanderer und ohne eine junge, größere Familie gehörte ich nicht wirklich zur etablierten jüdischen Gemeinde in Montreal. Weil ich Jude bin, gehörte ich aber auch nicht zur nichtjüdischen Gemeinschaft, nicht in der Schule und auch nicht bei außerschulischen Dingen wie etwa den Cheerlea-

ders. Die akzeptierten keine jüdischen Mädchen. Auf dem College wurde ich wegen sehr guter Leistungen nominiert, Mitglied einer Ehrengesellschaft für Frauen, „Las Madronas“, zu werden, aber das wurde abgelehnt, weil ich Jüdin war. Ich habe es nicht verstanden. Ich war zu beschäftigt, um mich darüber zu ärgern. Da ich die Gesellschaft junger Juden zu dieser Zeit nicht genossen habe, kam mir nie in den Sinn, der jüdischen Studentenschaft beizutreten. Dann kamen die Kämpfe um die Bürgerrechte und die Antikriegsbewegung, und dort fand ich Freunde unter den „komischen Käuzen“.

Aufgrund meiner tief verwurzelten Abscheu gegenüber jeglicher Parteipolitik und Parteidisziplin habe ich mit Gruppenmentalität nie gut abgeschnitten. Ich wurde unabhängig, weil ich nicht wirklich irgendwo hingehörte.

KROMERIZ / KREMSIER

Kavarná Brandová war das Familiencafé in Kremsier, das vom



Kavarná Brandová, Kremsier, historische Ansicht

Onkel meiner Mutter, Emil Brand, geführt wurde. Als meine Mutter vier Jahre alt war, wurde ihr Vater im 1. Weltkrieg getötet. Meine Großmutter Elsa (Brandová) Kohnová und meine Mutter bekamen ein Zuhause bei Onkel Emil und seiner Familie, die sie unterstützten. Onkel Emil

und seine gesamte Familie wurden auch von den Nazis getötet.

Die Treue meiner Mutter galt immer Menschen, nicht Dingen oder Orten. Später gab sie meinen Viertel-Anteil am Familienhaus in Kremsier an ihren Neffen, meinen Cousin Peter. Nach dem Fall des

Kommunismus machte Peter einen Anspruch auf Bezahlung für das Haus geltend und erhielt eine beträchtliche Summe. Obwohl er versprach, einen Teil des Geldes zu verwenden, um ein Denkmal für die verlorenen Juden von Kremšier zu schaffen, gelang es ihm nicht, das zu realisieren.

Meine künstlerischen Arbeiten rund um das Thema Kremšier werfen Fragen nach der Bedeutung von „Zuhause“ auf: Strukturen, die durch die Zeit bleiben, in verschiedenen Kontexten betrachten, während sie an verschiedene Eigentümer übergehen und dabei die Erfahrungen der Vergangenheit berücksichtigen. Ich denke heute, dass Kalifornien mein Zuhause ist – in der längsten Zeit meines Lebens –, aber ich sehne mich immer noch nach Prag.

Ich vergleiche meine Gefühle über den Verlust meines Familienhauses mit den Palästinensern, die an den Schlüsseln ihrer Häuser in ihren alten Dörfern festhalten, die jetzt hebräischen Namen haben, und zwar für viele Generationen, in der Hoffnung und Erwartung, dass sie wiederkommen werden, um die Häuser in ihrer Heimat zurückzufordern. Die Idee der „Heimkehr“ war mir genug wichtig, um 2005 meine tschechische Staatsbürgerschaft zurückzuerhalten, obwohl wirklich nichts und niemand dort für mich da ist. Ich bin nur ein Besucher in meinem Heimatland.

Ich bin zweimal nach Sobeslav zurückgekehrt, wo in den 1960er Jahren das Haus meines Großvaters und meines Vaters abgerissen wurde, und nach Kremšier, wo die Kavarná Brandová Geschichte ist. längst vorbei ist. Ich habe in Prag, Skuherskeho # 7, mein erstes „Zuhause“ wiedergefunden. Das Gebäude war eine Ruine.

So viel zu meiner Beziehung zu „Ort“. Wie ich mich auf die Zeiten meines Lebens beziehe, ist ebenso verwirrend.

Heute weiß ich nicht, wie ich mich auf die vergangenen Zeitabschnitte beziehen soll. Überall hat sich ein Strom von Geschichte und Erinnerungen über mich ergossen. Ich habe noch nicht das Gefühl, den Lehrplan meines Lebens abgeschlossen zu haben. Wenn ich lese, was ich über Jahrzehnte von meinen Schriften behalten habe, sehe ich, dass ich die Lektionen jeder Phase immer wieder „vergessen“ habe.

Habe ich die Lektion jedes Mal ein wenig besser gelernt? Warum fühlt es sich jedes Mal so neu an? Keine Geschichte mit einem Bogen, sondern ein geschlossenes System. Ein Möbius-Band.



„From Elsewhere“ - „Von woanders“, Verschiedene Materialien aus anderen Ländern, einschließlich einer Straßenkarte von Buenos Aires; Jana Zimmer 2017



„Self-Inflicted Wound # 5“ - „Selbst zugefügte Wunde“; Jana Zimmer 2017

ERINNERUNGEN VON KLARA LÖFF

Im Jahr 2000 schickte Jana Zimmer Ausschnitte der Erinnerungen ihrer Mutter Klara Löff (Zimmer), die sich auf deren Zwangsarbeit in dem KZ-Außenlager Freiberg und ihre Befreiung in Mauthausen bezogen, an Michael Düsing, der gerade die Arbeit an einer Dokumentation dieses Lagers begonnen hatte (2002 im Forum Verlag Leipzig unter dem Titel: „Wir waren zum Tode bestimmt“ erschienen, ISBN 3-931801-27-6). Dieser Erinnerungsabschnitt setzt mit der Zusammenstellung von Zwangsarbeitertransporten im KZ Auschwitz durch die SS im Spätsommer/Herbst 1944 ein:



Klara Zimmer, geb. Kohn, im Alter von 17 Jahren

Etwa eine Woche später begannen sie, Transporte in Arbeitslager außerhalb von Auschwitz zusammenzustellen und das war ein Segen für unsere Gruppe. An einem Tag wählten sie 500 aus unserer Baracke aus. Wir waren mit Martha an der Spitze des Bunkers, und, als die „Stubenälteste“, ein jüdisches Mädchen aus der Slowakei, der man die letzten zwei Jahre Auschwitz ansah, begann, uns in einer Reihe

aufzustellen um uns zu „finef“ (zu fünft) abzuzählen (sie sprach besser oder manchmal nur Jiddisch), zögerten wir. Statt an diese Seite der Baracke hinzugehen, wo die ersten Mädchen bereits abgezählt waren, liefen wir zur anderen Seite, wo eine weitere Gruppe von 500 formiert wurde. Das nenne ich Schicksal. Von der ersten Gruppe, zu der wir eigentlich gehören sollten, kamen nur wenige zurück, unglücklicherweise die auch noch mit Typhus und anderen Krankheiten angesteckt; von den anderen 500 starben in den nächsten acht Monaten der Zwangsarbeit und in Mauthausen insgesamt nur zehn.

Sie brachten uns zu einer Bekleidungsbaracke und warfen uns Kleidung hin, ein paar Mäntel, denn es stand der Winter bevor, Schuhe – wieder nach ihrem „System“, d.h. ohne jegliche Größen zu beachten. Dann wurden wir erneut zu einem Appell zum Zählen gerufen. Plötzlich gab es einen Tumult. Ein unerfahrenes Mädchen beschwerte sich, man habe ihre Unterhose gestohlen. Eine SS-Aufseherin rauschte heran, stinksauer über die Verzögerung, und befahl uns, uns nackt auszuziehen, um zu überprüfen, ob wir nicht doch zusätzliche Bekleidungsstücke gestohlen hätten.

Ich hatte ein Kleid abbekommen, das einer sehr alten Dame gehört haben musste, dem Etikett nach hergestellt in einem Modesalon in Bialystok in Polen, ein dünnes Sommerfähnchen in Marinemuster, ein paar schwarze Schuhe mit Absätzen, die sogar einigermaßen passten, dafür aber keine Unterhose. Da ich vor der Aufseherin nicht schnell genug mit dem Aus- und Anziehen war, vor lauter Haken vorn und am Hals, argwöhnte sie, dass ich etwas verberge, schlug mir einige Mal ins Gesicht und zerbrach dabei meine Brille. Und das war tragisch. Seit über 20 Jahren daran gewöhnt, eine Brille tragen zu müssen, war ich auf einmal wie blind und stand hilflos in der Gegend. Ein Mädchen, das das Unglück verfolgt hatte, fand eine Linse, die nicht zerbrochen war und drückte sie mir schnell in die Hand.

In diesem Moment drehte sich Martha herum, da sie mitbekommen hatte, was mir passiert war, nahm meine Hand und führte mich zu dem Zug und berichtete mir unentwegt, was vor sich ging, sodass der SS-Mann, der uns noch einmal abzählte, nicht bemerkte, dass mit mir etwas nicht stimmte.

Die Fahrt ging langsam in westliche Richtung, worüber wir sehr dankbar waren. Nach ein paar Tagen hatte ich mich an meine Halbblindheit gewöhnt, indem ich das eine Glas von einem Auge zum anderen nahm und es als Monokel nutzte. Das musste ein Anblick sein! Wir bekamen den gewöhnlichen Kaffee, Brot und Suppe von einer Militärküche, die an unserem Zug angehängt war, unterbrochen von ein paar Halts, bei denen wir uns bewegen konnten und die Eimer leerten.

Nach drei oder vier Tagen, ich weiß es nicht mehr genau, erreichten wir Freiberg in Deutschland, etwa dreißig Kilometer von Dresden entfernt, um in einer neu eingerichteten Flugzeugfabrik zu arbeiten. Während der Fahrt hatten wir mit ein paar Mädchen Freundschaft geschlossen und unsere Gruppe von fünf Mädchen versuchte zusammenzubleiben.

Das Fabrikgebäude stand noch leer, so dass sie uns 500 tschechische Frauen und ein paar hundert aus Polen, Ungarn und der Slowakei, die alle im selben Transport gewesen waren, im gleichen Gebäude unterbrachten. Es waren große Säle, in denen jeweils 90 von uns in dreistöckigen Kojen schliefen. Geplant war, dass wir in zwei Schichten arbeiten sollten, damit für alle von uns diese Bettkojen ausreichten. Irgendjemand bekam aber Scharlach, und so wurde für uns alle Quarantäne angeordnet. Sie hatten sowieso noch keine Arbeit und Maschinen für uns. So schoben sie die Krankheit vor, um das zu vertuschen. Das Problem war, dass wir so in einem viel zu engen Raum im Nichtstun aufeinander saßen, nicht genug Platz hatten, uns hinzusetzen oder gar auszustrecken. Natürlich gab das einige Auseinandersetzungen, aber keine körperlichen. Es gab einen Waschraum mit kaltem Wasser, anfangs nichts, womit wir uns hätten abtrocknen können, so dass wir herumlaufen mussten und warten, dass wir dabei trocken werden. Einige Mädchen weigerten sich und wir bereiteten ihnen die Hölle. Später gaben sie uns ein kleines Handtuch, das wir jeweils zu zweit zu nutzen hatten. Ich teilte mir eins mit Martha und das war ein guter Handel.

Sie richteten ein Krankenzimmer für ungefähr zehn Leute (von 800) ein und eine junge Kinderärztin aus unserem Transport war Dok-

tor unter Anleitung einer älteren – einer russischen, nichtjüdischen Ärztin – auch einer Gefangenen. Die jüngere, die in Theresienstadt zusammen mit Alfred gearbeitet hatte, fragte mich, ob ich sie als Krankenschwester unterstützen würde. Aber sie wusste nicht, dass Martha und ich entschieden hatten zusammenzubleiben; sie wusste nichts von meinen Problemen ohne Brille und ich habe es ihr nicht erzählt.

Nach etwa zwei Wochen begannen wir in der Fabrik zu arbeiten. Appell war früh halb fünf. Das war die Zeit, in der du zu melden hattest, wenn du krank warst; du musstest 40 Grad Fieber haben, wenn sie das prüften, und selbst dann hattest du wenig Chancen. Schwarzer Kaffee und abzählen, ob alle anwesend waren.

Die Arbeit begann früh halb sieben und dauerte 14 Stunden, mit einer halben Stunde Essenspause. In einem anderen Raum, der sogenannten Küche, wurde Suppe ausgeteilt, manchmal, dick, manchmal wässrig. Unser deutscher Lagerführer, ein SS-Mann, schritt an den langen Tischen entlang, in seinen hohen Stiefeln, und den Gürtel mit der schweren Schnalle bedrohlich schwingend. Die Mädchen lernten schnell, keinem das Essen zu stehlen.

Abends hatten wir unsere Brotration, Kaffee oder Suppe, manchmal einen Klecks Marmelade, sieben Tage die Woche. Klar war jeder bedrückt und wir versuchten, uns moralisch aufzurichten. Am Anfang war die Arbeit nicht schwer, feilen und die Ecken an kleinen Teilen von Tragflächen glätten, Maschinen selbst waren noch nicht angeliefert. Das Schlimmste war, sich während der ganzen 14 Stunden Arbeit nicht setzen zu dürfen und mit niemanden reden zu dürfen.

Unser SS-Lagerführer hatte keine Weisungsrechte in der Fabrik, nur uns abzuliefern. Wir hatten unsere Geschäftsführer und „Vorarbeiter“, alles Deutsche, manche waren verwundet von der Front zurückgekommen, manche versuchten, der Front hier zu entgehen, alle sehr ängstlich darauf bedacht, ihren Job zu behalten und ihn der russischen Front vorzuziehen.

Ein paar Tage später wählte mich mein Meister, von dem ich später herausfand, dass er Fleischer von Beruf war, für eine andere Arbeit

aus, die beneidenswert war, da ich mich dabei setzen konnte. Er wusste nicht, dass ich schlecht sehen konnte und ich sagte es ihm auch nicht. Da die Maschinen noch nicht angeliefert worden waren und niemand von den Aufsichtspersonen zugeben wollte, dass wir aktuell zu nichts nütze waren, wurde alles improvisiert. Meine Aufgabe bestand darin, mit einem Handbohrer sieben Löcher von derselben Größe zu bohren, sodass wir immer die gleichen Schrauben benutzen konnten. Ich setzte mich glücklich hin und alle sieben Löcher gelangen perfekt. Ein anderer Aufseher kam und lobte meine Arbeit. Ich verstand nicht, worüber er sprach und – obwohl es streng verboten war – fragte ich meinen Meister. Er sagte mir, dass wir vorerst die Größe der Schrauben nicht wechseln mussten. Ich sagte: „Oh“. Seit jenem ersten Versuch war ich nicht mehr in der Lage, einen so perfekten Job zu tun. Es war keine Sabotage, dazu war ich viel zu ängstlich und es wäre zu leicht festzustellen gewesen. Ich war froh, als die Maschinen ankamen und ich immer wieder die Arbeit wechseln musste, aber zum Glück nicht den Meister.

Außerdem wurde ich der offizielle Übersetzer für meinen Meister. Er lispelte und sprach im Dialekt, und Marthas und Hedys Deutsch war nicht so gut; außerdem liebte er es, uns in lauter technischen Begriffen Anweisungen zu geben. Ich musste ihm erklären, dass niemand von uns jemals zuvor einen Bohrer gesehen hatte.

Sie lieferten zwei der größten Maschinen in unsere Etage und wir mussten sie aus dem Fahrstuhl herausbringen. Zu diesem Zweck stellten sie uns zu den Maschinen mit Seilen, die wir von den bekannten „Wolgateidlern“ kannten, die, in der gleichen Art und Weise, die Schiffe flussaufwärts zogen. Es gab dieses wunderbare russische Lied „Ej-Juchnam“. Einige von uns hatten die einfältige Idee, dieses Lied anzustimmen und es dauerte nicht lange, bis wir mit den Enden der Seile geschlagen wurden.

Die Maschinen kamen an ihren vorgesehenen Platz und wir begannen an realen Gegenständen zu arbeiten – an den Flügeln der V 8 (?). Wir bekamen Werkzeuge, ich eine elektrische Bohrmaschine, und ich wurde angewiesen, 3mm-Löcher zu bohren.

Im Lager gab es eine wichtige Regel. Gib nicht zu, dass du krank bist

oder du nicht weißt, was du tun sollst. Ich dachte, dass es vielleicht Anweisungen auf dem Bohrer gibt und studierte das darauf klebende Etikett sorgfältig. Es waren nur zwei Zahlen, die drauf standen. Und ich hatte nichts im Kopf außer diesen zwei Zahlen, und, oh Mann, ich war glücklich.

Ich muss vor allem die Rangfolge der Regeln erwähnen. Damals begann die R.A.F. (Royal Air Force) näher und öfter heranzukommen, denn Dresden war ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt. Wir waren über jedes Erscheinen glücklich. Die Gefahr, durch eine Bombe getötet oder verletzt zu werden, erschien uns geringer, als von der SS mit Gewehren überwacht zu sein. Die Grundregel lautete: in dem Moment, in dem du den Alarm hörst – und das war ein schrecklicher Klang – leg dein Werkzeug weg und tritt in Reihe an. Außer beim ersten Alarm, den wir in Deutschland miterlebten und als sie alle 500 Arbeiterinnen raus auf den Fabrikhof trieben ohne daran zu denken, dass in ihrem Luftschutzbunker nicht genug Platz war, wurden wir in das Obergeschoss der Fabrik gebracht, wo sie schwere, dunkle Vorhänge zuzogen und uns hineintrrieben. Die Theorie war, dass, wenn die Bomben einschlugen, die uns töten würden und sie keine Schuld zu tragen hätten. Durch das vorsichtige Zurückschieben der Verdunklung konnten wir die Flüge tagsüber beobachten. Wenn wir sahen, dass ein Flugzeug abgeschossen wurde, das passierte einige Mal, und wir glaubten, es sei ein englisches, war der Rest des Tages für uns verdorben. Außen, vor den geschlossenen Türen, war ein Wachposten aufgestellt, der uns in diesen Momenten hasste, da er nicht in den Schutzbunker gehen konnte.

Einmal, als wir von einem solchen Bombenangriff zurückkamen, fand ich meinen Bohrer nicht mehr. Ich sagte das meinem unmittelbaren Vorgesetzten und natürlich erklärte er mich für schuldig. Was nun nach dieser blöden Antwort? Ich bat darum, direkt zum Hauptbüro gebracht zu werden, damit ich vielleicht eine Chance bekäme, den Bohrer zu finden. Er erklärte die Situation dem Oberingenieur und wir erhielten die gleiche Antwort. Ich gab nicht auf und bat darum, dass jemand mitkäme, da ich die auf dem Etikett eingravierten Nummern kenne. Ich nannte sie dem Aufseher und wir fanden tatsächlich den Bohrer auf einem Tisch, wohin ihn zu legen ich nicht

die geringste Chance gehabt hätte. Ein deutscher Arbeiter hatte ihn gestohlen und wollte ihn in der Stadt verkaufen. Ich bekam ihn zurück, war aber klug genug, keinerlei Emotionen zu zeigen, als der behauptete, ich hätte den Bohrer dorthin gelegt, als ich nach dem Alarm in die verkehrte Richtung rausgerannt sei. Die deutsche Ehre musste gerettet sein. Ich hatte nur Angst davor, dass der Bursche sich rächen würde, aber am nächsten Tag sagte mein Meister, dass der gefeuert worden sei und wahrscheinlich an die Front geschickt würde.

Seit dem Tag stoppte der Aufseher, der mit mir gegangen war, an meiner Arbeitsbank wortlos. Ich sah, dass er ein Glasauge hatte und an seiner linken Hand einen sehr schönen, großen Amethystring trug. Über eine Woche später kam er mit einem anderen Burschen vorbei, stand da, redete über die militärische Situation, die in den Zeitungen stand, und so konnte ich mithören. Ich hielt ihn für einen sehr anständigen Kerl. Später hatte ich Zugang zu Neuigkeiten aus anderer Quelle, konnte aber nichts davon weitererzählen, um die nicht zu belasten. So waren wir nur aus den Lügen der deutschen Zeitungen informiert. Mir scheint, die letzten besseren Nachrichten aus Russland stammten aus der Zeit um Weihnachten 1944 und natürlich waren wir darüber sehr betrübt.

Mein direkter Vorarbeiter, der mit mir an der Arbeitsbank stand, und die wichtigeren Arbeiten ausführte oder meine Fehler festhielt, durfte nicht mit mir reden. Aber selbst für ihn war es schwer über so viele Stunden am Tag. Einige Tage vor Weihnachten erzählte er mir, dass er Urlaub für drei Tage bekommen habe, er aber, da er nicht wusste, wie die Züge fahren würden, um drei weitere Tage verlängern werde. Er sagte, ich solle darauf aufpassen, dass ich und die vier Mädchen in meiner Gruppe immer beschäftigt bleiben sollten und es nicht wagen sollten, seine Abwesenheit zu melden. Er würde das später, nach seiner Rückkehr, mit denen klären. Ich versprach, ihn nicht zu vermissen. Ich hatte keine Ahnung, wie schwierig es über drei Tage sein würde, so zu tun, als hätten wir ständig Arbeit. Ich war froh, als er zurückkam.

Außer Bohren lernten wir, mit einem Luftdruckhammer zu nieten. Die Niete wurden in einer Lösung geweicht und dann von der Luft-

druckpistole verarbeitet. Wir hatten zu zweit zu arbeiten. Einmal sah ich, wie das Mädchen an unserer Nachbarbank den Luftdruckhammer fallen ließ und ihre Kollegin in den Kopf getroffen wurde. Ich sprang auf, aber anstatt die Luftzufuhr abzuschalten, riss ich Hedy die Waffe aus der Hand und schleuderte sie auf den Boden. Sie sprang weiter mit einem gewaltigen Rattatat, und weil es ein Betonboden war, standen wir alle in einer Wolke aus Rauch und mussten die Arbeit eine Weile unterbrechen. Natürlich wurde ich angebrüllt. Aber das kümmerte mich nicht, Martha als einzige trug heftige Kopfschmerzen davon, aber das war auch alles.

Um Weihnachten beendeten wir auf unserer Etage die Arbeit an einem ersten, riesigen Flügel für eine V 8 oder V 5 oder was immer. Die deutschen Arbeiter waren in Feierlaune und befestigten den Flügel mit Seilen an der Decke. Plötzlich riss ein Seil und der Flügel krachte herunter und war schwer beschädigt. Das passierte im nächsten großen Saal, den wir passieren mussten auf dem Weg in die Toiletten. Wir mussten immer in Zehnergruppen mit Erlaubnis und einer Bewacherin gehen. Keine Ahnung, wie viele „Zehnergruppen“ sich diese Chance in der nächsten Stunde nicht entgehen ließen, durch den Raum mit uninteressiertem Gesicht zu queren, denn nun waren wir in Feierlaune.

Irgendwann im Januar bekam ich eine Zahntzündung. Zuerst kümmerte sich niemand darum, aber ein paar Tage später war mein halbes Gesicht so angeschwollen und hart, dass ich während der Arbeit nichts mehr sehen konnte. Unser Lagerkommandant nahm mich mit zu einem Dentisten in der Stadt. Ich musste vor ihm laufen. Er trug ein Gewehr mit einem Bajonett. Die Leute, die uns sahen, mussten denken, er habe gerade den größten Spion auf der Welt gefangen.

Beim Zahnarzt erklärte er, ich sei aus einem Gefangenenlager und er solle daher nur das Notwendigste tun und keine Narkosemittel verschwenden. Als ich dran kam, wollte er mit mir ins Behandlungszimmer, aber der Dentist, selbst in einer Art Uniform, hieß ihn, draußen zu bleiben, da drinnen zu wenig Platz für nicht dazu gehörende Personen sei.

Ich ging hinein. Es war warm, sauber und er war höflich. Mir stiegen

Tränen in die Augen und als er mich fragte, ob es weh tue, antwortete ich wahrheitsgemäß: „Nein, die Tränen kommen mir, weil es so lange Zeit her ist dass ich wie ein Mensch behandelt werde.“

Er arbeitete mit Novocain und sagte mir, wenn der Scharführer frage, solle ich ihm erzählen, dass es sehr schmerzhaft gewesen wäre. Ich verstand. Er ließ mich für über eine Stunde sitzen. Ich genoss jede Minute davon und kam glücklich in die Fabrik zurück. So kann selbst ein Besuch beim Zahnarzt erfreulich sein.

Etwas später bekam ich Fieber und meldete mich pflichtgemäß um 4:30 morgens beim Arzt. In der Reihe vor mir stand ein Mädchen und erzählte mir naiv, dass sie nicht wirklich krank sei, sondern, weil sie Schneiderin sei, wolle sie für die gute Doktorin eine Jacke aus einer Decke schneiden. Als ich dran kam, lehnte die Ärztin ab, sie habe keine freien Betten mehr. Das kam allerdings sehr häufig vor. Ich schaute ihr direkt in die Augen und fragte sie: „Wie lange dauerte die Anprobe für Ihre Jacke“. Überrascht sagte sie. „Ich habe trotzdem keinen Platz für Sie“. So kam ich zur Arbeit mit 40 Grad Fieber zurück. Nach ein paar Tagen ging es mir besser. Zu meiner Überraschung kam eine Schwester um 4:30 früh und sagte, ich solle mich bei der Ärztin vorstellen. Sie wiesen mir eine Koje im Krankenzimmer zu. Die Ärztin ignorierte mich in den nächsten zwei Tagen vollständig. Wen störte das! Es war warm, ich schlief die ganze Zeit außer zu den Mahlzeiten, die etwas größere Portionen enthielten, damit wir unsere Kraft zurückbekamen.

Ende Januar beschlossen sie, die Arbeitsräume in der Fabrik auszuweiten und deshalb schickte man uns zu neu gebauten Baracken außerhalb der Stadt, Baracken aus frischem Zement, die vorher nie beheizt worden waren. Als wir umzogen, floss das Wasser nur so die Wände herunter und alles war voller Wasserdampf. Das war das einzige fließende Wasser in den ersten zehn Tagen. Die Waschräume funktionierten nicht. So konnten wir uns 5 - 6 Tage lang überhaupt nicht waschen, obwohl wir in der Fabrik nach wie vor dieselbe schmutzige Arbeit hatten.

Die Fabrik gab uns neue Holzschuhe, damit wir die Strecke hin und zurück laufen konnten. Ich bekam welche, die bis an die Knöchel

reichten, wärmer als die offenen, aber, weil sie zu groß waren, mir bei jedem Schritt ins Fleisch schnitten und später, als wir nach Mauthausen kamen, musste ich deswegen zum Doktor. Aber darüber später. Gut für uns war, dass wir uns das Krepppapier, das wir in der Fabrik zum Säubern der Maschinen bekamen, um unsere Füße wickelten und sie somit wärmer wurden.

Die Leute, die uns entlang der Straße sahen, auf der wir von und zur Arbeit liefen, machten keinen glücklichen Eindruck und beschwerten sich sogar bei der Fabrik über den Lärm um fünf Uhr morgens. Man stelle sich vor: 500 Leute marschieren in Holzschuhen die Straße lang. Es war „Verdunklungszeit“. Ihnen war nicht gestattet, Licht zu machen, und dann, um sechs, kam die zweite Gruppe zurück von der Nachtschicht und machte wieder Lärm. Aber die Morgenstunden waren die die einzige Zeit, in der sie zu Bett zu gehen wagten, weil dann die Royal Air Force auf ihrem Rückweg nach England war. Uns besorgte das nicht. Wir konnten sowieso nicht schlafen.

All das ging so bis zum Februar und die große Bombardierung von Dresden. Wenn ich mich recht entsinne, sprachen sie von 30.000 Toten, die Sache von Minuten waren. Sie schickten uns früh halb drei zurück. Es war Nachtschicht zu der Zeit, der Himmel war vom Feuer rot gefärbt, wohin du auch blicktest.

Ich glaube, wir gingen dann noch ein paar Wochen zur Arbeit und die Zeit wurde genutzt, um die Maschinen zu demontieren und für den Abtransport vorzubereiten. Es war keine reguläre Arbeit mehr und ich wurde einem anderen Meister zugeordnet, einem älteren Mann aus Wien, der mir erzählte, wie sehr ich seiner Tochter ähnelte, und dass seine Frau ihm geschrieben habe, dass der Krieg bald vorbei sein würde. Er war kein Häftling, sondern ein Zwangsarbeiter. Er wettete, dass ich vor Ostern zu Hause sein würde, was in jenem Jahr sehr früh lag. Natürlich war ich es nicht und er versuchte mich nun glauben zu machen, dass ich „Pfingsten“ zu Hause sein werde, der nächste Feiertag nach Ostern, der in jenem Jahr Mitte Mai lag.

Ich kam an jenem Feiertag, am 21. Mai 1945, mit dem Zug nach Hause. Natürlich sagte er mir nicht, dass ich inzwischen noch in Mauthausen war, aber er hatte Recht.

Wir wurden noch zum Dreck wegräumen geschickt. Und diese Arbeit war unsere Freude.

Anfang April, niemand wusste, was er mit uns machen sollte, fiel die Entscheidung, uns zurück nach Flossenbürg zu schicken, einem anderen Konzentrationslager. Davor hatten wir Angst, aber wir konnten nichts daran ändern. Sie luden uns in einen Zug, die ersten drei Tage in offene Waggons. April ist in Europa ein kalter Monat mit Regen oder Schnee, die Hölle auf Erden. Wir konnten uns die ganze Zeit über nicht auf den Boden setzen. Es waren viel zu wenige Waggons, sodass sie völlig überfüllt waren.

Der Zug fuhr langsam durch die Tschechoslowakei, in zunehmend vertrauter Umgebung. Nahe Karlsbad hielt der Zug auf einem Nebengleis und wir wurden in geschlossene Waggons gebracht, um weiterzufahren, aber wir warteten und warteten. Es gab Bombardierungen und Militärzüge waren die bevorzugten Ziele. Die Menschen in dem kleinen Ort Plana waren wunderbar. Sie bedrängten unseren Kommandanten, ihnen zu erlauben, uns warme Suppe zu bringen und er tat es. Der ganze Ort kam mit Suppe und Brot und wiederholte das über die nächsten zwei Tage. Die Frau des Bürgermeisters oder des Landarztes, ich weiß nicht mehr genau, wer sie war, bemerkte, dass ein Mädchen aus der Slowakei schwanger war und bald niederkommen würde, und als es so weit war, kümmerte sie sich mit ihrem ganzen Personal um das Baby. Es war wie ein Wunder. Wir fühlten uns wie zu Hause, unter unseren Leuten und Teil von ihnen.

Einige Jahre später las ich durch Zufall in einer alten Zeitschrift in Franzensbad, dass das jüdische Mädchen, das in dem Zug nach Mauthausen geboren worden war und das kleine Mädchen in Plana sich trafen und Freunde wurden. Ich wollte das nicht glauben und hatte das so nicht erlebt.

Ich habe nicht erwähnt, dass es während der letzten Monate in Theresienstadt einen Befehl gab, Schwangerschaften abzubrechen. Das musste sehr ernst genommen werden, weil die Alternative war, in den Osten transportiert zu werden. Aber als wir in Auschwitz ankamen, trafen uns einige körperliche Veränderungen. Sofort verloren wir unsere Menstruationen und sie setzten erst kurz vor unserer

Rückkehr nach Hause wieder ein. Mir wurde erklärt, dass der emotionale Schock und der andauernde Hunger die Ursachen dafür waren.

In gewisser Hinsicht war das ein Segen. Aber natürlich hatten die Mädchen, die am Beginn ihrer Schwangerschaft waren, in Auschwitz keine Chance, das zu überprüfen und merkten das erst viel später. Wir waren alle fürchterlich aufgeregt, hatten Angst, dass der Kommandant sie loswerden wollte, wenn unser Doktor Bericht gab.

Er musste in Zwiespalt kommen, nachdem beide unserer Ärzte ihm versicherten, die ganze Sache im Griff zu behalten und er zustimmte, die Mädchen zu behalten. Ich glaube, es waren vier oder fünf in verschiedenen Stadien, die als Fabrikarbeiter dablieben. In den letzten Phasen bewilligte er höhere Essensrationen und leichtere Arbeiten für sie. Und so brachte meine Freundin Anka Nathan ihr ungeborenes Baby bis nach Mauthausen.

Nach einigen weiteren Tagen langsamer Fahrt durch die Tschechoslowakei überquerten wir die Grenze nach Österreich. Kurz vor der Grenze sprangen einige Mädchen aus dem Zug und flohen. Darunter waren auch unsere Ärztin und einige Schwestern, die sich nicht darum kümmerten, was mit dem Rest von uns geschehen würde.

Wir kamen nach Österreich, passierten Linz und erreichten Mauthausen – ein furchtbarer Schock, denn wir erfuhren nun mehr darüber, wie verschieden die Lager waren. Nach einem Marsch von 5 – 7 km bergauf, erreichten wir das Lager. Unsere Freundin Irma war so erschöpft, dass sie keinen Schritt mehr tun konnte. Wir marschierten in Fünferreihen und so nahmen wir Irma in unsere Mitte und schleppten sie buchstäblich durchs Tor. Neben mir lief eine SS-Aufseherin, die unterwegs im Wald einen Stock aufgehoben hatte, mehr zur Stütze, als damit zu schlagen. Ein Häftlingswachhabender am Eingang forderte sie auf, den Stock wegzuworfen, und sie tat es. Ich traute meinen Augen kaum.

Sie führten uns direkt zu den Waschräumen, die zu sehen das Schlimmste war, was uns nach Auschwitz passieren konnte. Aber sofort waren Tschechisch sprechende Leute (Nicht-Juden) um uns, die uns versicherten, dass das Gas nicht mehr angeschlossen sei und

wir nichts zu befürchten hätten. Ich weiß nicht mehr, ob wir hundertprozentig beruhigt waren, aber wir konnten sowieso nichts ändern. Sie hatten Recht, und wir bekamen warmes Wasser und saubere Kleidung zum Wechseln. Da es hauptsächlich ein Männerlager war, soweit wir wussten, bestand unsere Ausrüstung aus langer Männerunterwäsche, einem Hemd und einer Decke. Wir bekamen auch warme Suppe.

Die tschechischen Gefangenen, die schon lange im Lager waren, kamen später am Tag vorbei, brachten uns mehr Brot und richteten uns mit optimistischen Worten auf. Wir wurden in völlig überfüllte Baracken, ähnlich denen in Auschwitz, gebracht, zum Appell getrieben und zu Arbeiten eingeteilt, so zum Säubern von Straßen, einige von uns mussten aber auch Steine in dem berüchtigten Steinbruch schleppen, der mehr als neunzig Stufen hatte, ich weiß es nicht mehr, wie viele wirklich.

Aber die ganze Atmosphäre war schon etwas entspannter, die Alteingesessenen konnten sich freier im Lager bewegen und wollten in Erfahrung bringen, wer woher gebracht worden war. Manche von ihnen waren schon über fünf Jahre in Gefangenschaft. Wir fanden heraus, dass da ein Dr. Podlaha, ein Nicht-Jude, ein bekannter Arzt aus Brno, dessen Frau, auch Ärztin und Jüdin, zusammen mit Alfred in Terezín gearbeitet hatte. Wir konnten ihm Neues über sie berichten (sie überlebte übrigens) und das brachte uns näher. Er gab uns seinen Rot-Kreuz-Verbandskasten und wir sahen Lebensmittel, von denen wir vergessen hatten, dass es sie gab.

Er stellte mich auch einem Chirurgen vor, einem spanischen Kommunisten, der sich während der Heiligen Messe meinen Knöchel anschaute und entschied, ihn zu fixieren. Er sprach kein deutsch und natürlich kein Wort tschechisch und ich erzählte dem tschechischen Krankenpfleger, auch ein Häftling, scherzhaft, dass ich in Spanisch bis 10 zählen könnte, da ich einige Lektionen in Vorbereitung auf eine Einwanderung 1939 bekommen hätte, sodass der Arzt mitbekäme, wenn ich einschlief. Der Pfleger sagte, ich solle mich nicht beunruhigen, sie hätten ohnehin für solche Fälle keine Narkosemittel, aber der Arzt sei sehr schnell und gut und nach dem ersten Schnitt

würde ich für ein oder zwei Minuten sehr schwach, während in der Zwischenzeit mein Bein fixiert würde. So etwa muss es geschehen sein. Ich habe keinerlei Erinnerung daran. Ich hatte einen Verband aus Papier und es heilte gut. Sogar der Doktor zu Hause, der mich später sah, war von dessen Arbeit beeindruckt.

Ich traf auch einen jungen Mann aus unserer Stadt, der bereits fünf Jahre in dem Lager war. Ich kannte ich nicht. Er kam aus einem streng kommunistischen, sehr armen Haus, aber er kannte unser Caféhaus; er teilte seine Brotration mit mir und schien mir eine gute Hilfe zu sein.

Eine andere Gruppe alteingesessener tschechischer Häftlinge nahm uns unter ihre Fittiche, keiner von ihnen jüdisch. So verging die Zeit mit nur einem Unglück für mich. Wir standen zum Appell auf dem Platz, als ein SS-Mann erschien und schrie, dass er noch einen Arbeiter im Zigeunerlager brauche. In einem Konzentrationslager waren die Juden die unterste Stufe; nur knapp darüber die Zigeuner. Es war höchst unerfreulich, irgendetwas mit ihnen zu tun zu haben. Sie behandelten dich nicht wie einen Häftlingskameraden, sondern ließen ihre ganze Frustration auf ihr nächstes Opfer ab. Ohne Grund zeigte er auf mich und rannte los, aber ein tschechischer Häftling packte mich am Arm und zog mich in eine Baracke. Es war eine Krankenbaracke. Der SS-Mann gab auf und holte ein anderes Mädchen und ich war glücklich.

Schließlich kam der 5. Mai. Vielleicht ist es historisch nicht korrekt, wie ich mich daran erinnere, aber es ist meine Erinnerung. Wir waren in den Baracken, als der erste russische Jeep an unserem Fenster vorbei fuhr und wir die Freiheit kommen sahen.

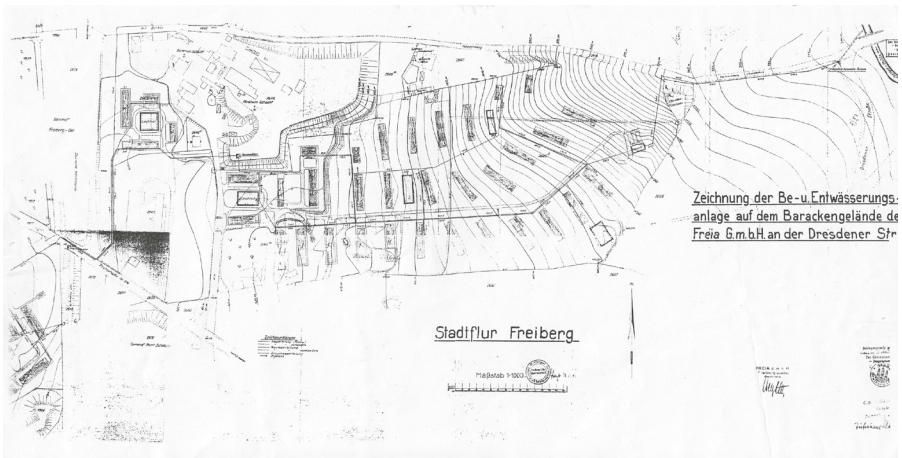
Was immer die Russen später taten oder tun werden. Ich werde niemals mein dankbares Gefühl vergessen. Ich war später ziemlich überrascht, als die Mädchen mir erzählten, dass ich zum Fenster gerannt sei und in Hebräisch das *Athe Shema Israel* gesprochen hätte. Ich halte mich nicht für religiös, aber vielleicht kommt die Persönlichkeit in solchen Augenblicken unter die Oberfläche in dein tiefstes Inneres und du weißt nicht, wie.



Klara Zimmerová, 1948



Ansicht des Verwaltungs- und Fabrikgebäudes der ehem. Porzellanfabrik an der Frauensteiner Straße; zum Zeitpunkt der Aufnahme (Anfang der 1940er Jahre) Kaserne, ab 1943/44 „Freia GmbH“ – Betriebsteil der Arado-Flugzeugwerke; historische Postkarte, Sammlung M. Düsing



Bauzeichnung des Barackengeländes der Freia GmbH 1943; Abbildung: Stadtarchiv Freiberg, Bauaktenarchiv



„Freiberg Factory“ - „Die Fabrik in Freiberg“; Collage, Jana Zimmer

IMPRESSUM

Herausgeber: Freiburger Zeitzeugnis e.V.

Text: Jana Zimmer, Michael Düsing

Übersetzung: Anna M. Engel, Michael Düsing

Layout/Satz: Anna M. Engel

Copyright © 2019 Freiburger Zeitzeugnis e.V.

Alle Rechte vorbehalten.

JANA ZIMMER WUCHS MIT DEN TRAGÖDIEN,
DEN VERLUSTEN, DER ZERRISSENHEIT AUF,
DIE DER HOLOCAUST FÜR IHRE FAMILIE
BEDEUTETE. SIE LERNT, WAS HASS,
RASSISMUS, INTOLERANZ UND
AUSGRENZUNG BEWIRKT HATTEN UND
SPÜRTE DEREN SCHATTEN BIS IN IHRE,
UNSERE GEGENWART. MIT IHREN
UNGEWOHNTE KÜNSTLERISCHEN
AUSDRUCKSFORMEN, MIT MONOTYPEN,
DIGITALEN COLLAGEN, IN DENEN DIE EIGENE
FAMILIENGESCHICHTE MIT IHRER SICHT AUF
UNSERE HEUTIGE WELT IN VERBINDUNG TRITT,
SCHAFFT JANA ZIMMER EINE GERADEZU
EINZIGARTIGE BILDERWELT,
DIE INZWISCHEN INTERNATIONAL AUF SICH
AUFMERKSAM MACHT.